

Die Rede des Bundespräsidenten Prof. Dr. Theodor Heuss beim Festakt zur Eröffnung der Beethovenhalle am 8. September 1959, entnommen aus: „Die Weihe des Hauses“, Hrsg.: Stadt Bonn, 1960, S. 27-30.

*Bundespräsident Prof. Dr. Theodor Heuss:*

Geehrte, festliche Versammlung!

Von Natur aus bin ich nicht schüchtern oder halte mich wenigstens nicht dafür; aber ich glaube immer, die Grenzen meiner inneren Zuständigkeiten gekannt zu haben. Also bin ich ziemlich erschrocken, als ich erfuhr, man erwarte eine „Festrede“ zu dieser Stunde: Das ist dann durch einen Brief an den Herrn Oberbürgermeister in Ordnung gebracht worden. Ich bin darum etwas unsicher geworden: ein Teil der deutschen Publizistik hat sich im Hochsommer über die sogenannte Sauregurkenzeit mit dem skurrilen Thema: „*Richard Wagner und Theodor Heuss*“ hinweggeholfen, – diese headline stammt nicht von mir, ich habe sie gelesen. Da will ich nun nicht eine entsprechende Folge einleiten: „*Beethoven und Theodor Heuss*“. Ich finde es schön, daß die wahre Huldigung für den Genius in die meisterliche Hand von *Paul Hindemith* gelegt worden ist; er wir ihr Kraft, Zartheit und Glanz geben. Worin ich meine Aufgabe sehen kann, ist, der Stadt Bonn meinen Glückwunsch auszusprechen, daß dieser große und kühne Bau nun steht, und meinen Dank an alle, die amtlichen, die privaten Helfer, die zu seinem Werden und Vollenden ihren Beitrag geliefert haben.

Ich entsinne mich noch recht gut der Sitzung, da die formale Gründung des Rechtsträgertums in der Form eines „Kuratoriums“ für dieses Gebäude vollzogen wurde. Es waren auch ausländische Künstler da, um ein Zeugnis ihrer Verehrung abzulegen, und *Elly Ney*s bravouröse Interpretation des Genialischen hat, über das sozusagen Vereinstechnische dieser Sitzung hinweg, die Atmosphäre gegeben. Damals, in dem kleineren Kreis habe ich eine Anekdote erzählt, die mich seltsam angeührt hatte. Eine in New York wohnende Freundin hatte dort ein Konzert besucht, und als sie heimfuhr, erkundigte sich, von der Angelegenheit in der Konzerthalle angeührt, der Chauffeur bei ihr, was sie denn von der dargebotenen Musik gehalten habe. Es wird sehr rasch deutlich: der Mann hat für das, was man „moderne Musik“ nennt, kein unmittelbares Organ, aber er erkundigt sich bei seinem Fahrgast, wen sie denn verehere. Und die Antwort lautet: *Mozart*. Und seine Replik: „*My hero ist Beethoven.*“ „*Mein Held ist Beethoven.*“ Die Antwort dieser sich in New York abspie-

lenden Szene hat mich seitdem begleitet. Ich möchte annehmen, daß ein Chauffeur in Bonn, von dem Fremdenverkehrsamt darauf geschult, dieselbe Antwort geben wird. Doch bin ich unsicher, ob ich eine entsprechende Demoskopie – modisches Geschäft – heute auf die übrigen deutschen Städte, Großstädte mit ausdehnen dürfte. Aber ich sehe in dieser kleinen Geschichte auch die Wirkung der so verschieden gewürdigten Reproduktionstechniken. Jemand, der von diesen Dingen sehr viel mehr versteht als ich, hat mir klar gemacht vor einiger Zeit, daß die Beethoven-Renaissance in der Welt wesentlich von der großartigen technischen Wiedergabe, die nun überall zu bekommen ist, herstamme. Dazu vermag ich aus Eigenem nichts zu sagen.

Aber das ist nun gewiß: kein Mensch, der hier das Beethovenhaus besucht, kann es ohne Bewegung verlassen. Nicht wegen der Beengtheit der Räume, – die Wochenstuben von Genies sind nicht nach Quadratmetern zu beurteilen, – sondern da liegen die Blätter seiner Kompositionen, da sind die Hör-Rohre des Ertaubenden. Ich selber kann gar nicht Noten lesen in dem Sinn, daß das graphische Bild ein Fühlen oder gar ein Wissen um den rythmischen, um den melodischen Gang bei mir wecke. Doch das ist für mich – und das mag völlig laienhaft klingen – immer zugleich unheimlich und ergreifend gewesen, wie hier eine unruhevolle Phantasie mit der Selbstkontrolle der technischen Gewissenhaftigkeit nicht bloß ein Pröbeln, sondern ein ewiges Suchen nach der letzten, nach der gültigen Aussage ausspricht. Und jene Hör-Rohre. Sie haben etwas Erschreckendes und dann, ein Blick auf die Werke der Spätzeit, in denen viele erst den die Jahrhunderte überdauernden Genius, sich selber prägend, erkennen wollen, aus diesen Hör-Rohren tönt etwas die unmittelbare Tragik Überwindendes: *die sittliche Kraft der inneren Selbstbehauptung gegenüber dem äußeren Schicksal.*

Nun mag mancher der Zuhörer meinen, daß ich die Grenzen meiner Zuständigkeit, von denen ich bei Beginn sprach, bereits überschritten habe. Doch das soll er aber dann hingehen lassen. Es sei ja, erzählte man mir, und es wird wohl, aufs breite gesehen, stimmen, meine letzte sozusagen bundespräsidentielle Begegnung mit der hiesigen Öffentlichkeit. Gut, so mischt sich eben, wie oft genug im Leben, ein Abschied mit einem Neubeginn, der in diesem Haus sich darstellt.

Als ich vor eben elf Jahren in diesen Tagen, Eröffnung des Parlamentarischen Rates, Anfang September 1948, mein tätiges Leben nach Bonn verlegte, über die Zukunft

ahnungslos und ehrgeizlos, in die vaterländische Pflicht gestellt, standen noch die Ruinen der alten Beethovenhalle, gewiß erlebnisreich in den verwichenen Jahrzehnten, doch, nach wohl jedermanns Begreifen, architektonisch ein hoffnungsloser Fall.

Wir haben damals schon über die Möglichkeiten meditiert, ob, wann, wie eine Nachfolge geschaffen werden könne. Das Schicksal hat mich dann für den gewiß wichtigsten Abschnitt meines Lebensweges hierher in das Rheinland geführt – und es wäre eine durchaus unglaubliche, vielleicht anmaßende Bemerkung, daß ich dadurch zum „Rheinländer“ geworden wäre. Und ich bin auch, nach dem so reizvollen Zwischenspiel auf der Viktorshöhe zu Godesberg, Bürger, gar Ehrenbürger dieser Stadt Bonn geworden. Zwar, da ich eine taktvolle Zurückhaltung zu meinem Lebensprinzip, aber nicht immer, gemacht habe, war ich niemals Mitglied der städtischen Gremien, obwohl ich alter Kommunalpolitiker war und es mir Spaß gemacht hätte, bei Euch hier in Bonn alte Erfahrungen virulent zu machen. Aber ich habe doch immer freundschaftliche Beziehungen zu den Organen der städtischen Verwaltungen, der städtischen Körperschaften gehabt und fühle mich auch von einer lebenswürdigen Haltung der Bonner Bevölkerung getragen.

Und es hat, wovon der Herr Oberbürgermeister zu meiner Freude schon sprach, für die überdauernde Beziehung zwischen dieser Stadt und meinem Hier-Sein etwas Rührendes, daß die schöne neue Mädchen-Oberschule den Namen meiner Frau trägt. Ich bin unbefangen genug, zu sagen, sie hat das verdient, auch vom Pädagogischen her; denn sie war in jungen Jahren die Verfasserin des ersten staatsbürgerlichen Lehr- und Lesebuches für Frauenschulen, mit einer wunderbaren und unmittelbaren Freudigkeit am Erziehen, – anwesende Lehrer mögen das Wort Freudigkeit nicht überhört haben! – einer Erziehungsfreudigkeit, deren wichtigstes Objekt ich nun selber gewesen bin.

Natürlich weiß ich, daß diese Mitteilung mit der Weihe der Beethovenhalle ganz und gar nichts zu tun hat. Sie selber haben aber inzwischen bemerkt, daß ich von der „Eröffnung“ zum Kapitel „Abschied“ übergegangen bin in der durch das Programm angekündigten „Ansprache“. Und diese Ansprache kann eigentlich nur mit einer musikalisch schwer verwertbaren, herb klingenden, doch Wärme wollenden Vokabel geschlossen werden: Dank.